



Semper atque semper libert ac iudici

# Banater Zeitung

22. Jahrgang/Nr. 1081

Wochenblatt für Temesch, Arad und das Banater Bergland Mittwoch, 15. Oktober 2014

## In dieser Ausgabe

**Schulanterung: Mittel für aufgegebene Bauprojekte**  
Neun Gemeinden und eine Stadt haben das Geld sicher  
*Wirtschaft und Umwelt*  
(Seite IV)

**Keine Hürde mehr für Arader Autobahn**  
Einziger Ausführer bleibt  
Astaldi-Max Boegl  
*Wirtschaft und Umwelt*  
(Seite IV)

**Die Zukunft der deutschen Minderheit liegt in der Bildung**  
BMI gefördertes Förderprogramm YOU.PA hat vierte Staffel erreicht  
*Wirtschaft und Umwelt*  
(Seite V)

**Quo Vadis, Ökumene?**  
Zum Tod des Metropolitan Nicolae Corneanu  
Allerhand aus dem Banat  
(Seite VI)

**Gesellschaftskritik auf kleiner Bühne**  
DST-Produktion „Nepal“ hat Freitag Premiere  
Allerhand aus dem Banat  
(Seite VI)

## Nobelpreisträger versetzt seine Heimatgemeinde in Euphorie

Ehrung geht zum zweiten Mal an einen Deutschen aus dem Banat / Von Siegfried Thiel

Johann Renz kennt in Sanktanna jeder: Der Radfahrer im Ortszentrum, der Gastronom, die Schulleiterin und der Bürgermeister. Er ist einer von 350 Deutschen in der Kleinstadt, die ganz besonders stolz sind auf ihren Landsmann Stefan Hell, der heute vor einer Woche zum Nobelpreisträger in Chemie auserkannt wurde. Obwohl der 51 Jahre alte Hell seit fast vier Jahrzehnten in Deutschland lebt, ist er für viele immer noch „ihr Landsmann“, Stefan W. Hell, Professor und Direktor am Max-Planck-Institut für Biophysikalische Chemie in Göttingen, bewies mit seinen Forschungen, dass unter dem Lichtmikroskop Zellen und Moleküle beobachtet werden können, die feiner als eine halbe Wellenlänge des Lichtes sind. Er widerlegte somit das als heilig und unwiderlegbar geltende Gesetz von Ernst Abbe aus dem Jahr 1873, indem er die Möglichkeiten der Chemie ausschöpfte.



Anna Höniges im Chemielabor des 1977 fertiggestellten Gebäudes  
Foto: Zoltán Pázmány

mit seiner Familie bei ihr zu Besuch war. Damals schon war der Mann aus Göttingen eine Persönlichkeit: „Ich wusste nicht, wie ich ihn bewirten soll? Ob er wohl zufrieden sein wird?“. Dann erkannte sie jedoch, dass er ein bescheidener Mensch ist, trotz seiner internationalen Anerkennung, die ihm schon damals sicher war. Zwei Jahre später ist er der erste Nobelpreisträger, der aus der Kleinstadt im Verwaltungskreis Arad stammt. „Nach einer be-

rühmten Sängerin wie Mara Kayser, haben wir jetzt einen noch berühmteren Mann aus unserem Ort“, sagt Stefan Mackert, und erwähnt den kürzlich mit dem Nobelpreis geehrten Stefan Hell, den er aus der Kindheit kennt, aber wegen des Altersunterschiedes mit ihm eher weniger zu tun hatte. Erst über ihre Verwandtschaft durch Heirat sind sich beide näher gekommen. Mackert ist Rückstiedler mit deutscher und rumänischer Staatsbürgerschaft

und betreibt eine Pizzeria im Zentrum von Sanktanna. Wenn er auf seiner Gartenterrasse aufblickt, sieht er unter anderem auch die Seitenwand des Hauses der Familie Hell, die es im Zuge der Eigentümersrückerstattung nun wieder im Besitz hat. Junge Leute wohnen mietfrei in dem Haus, wichtig ist für Familie Hell, dass jemand sich darum kümmert.

(Fortsetzung auf Seite 2)

## Schmiere-demokratie

Spätestens seit sie ihr arrogant-saftig „Fuck the EU!“ ausstieß, hat sich Victor Jane Nuland, die US-Unterstaatssekretärin für Euro-Asiatische Angelegenheiten auch im westeuropäischen Besseres festgesetzt. Es gehört zu ihrem politischen Usus, dass sie von Zeit zu Zeit eine Aussage loslässt, die die Runde macht und die als Rundumschlag oder mit generell-günger Adresse, die Wässerchen trübt: „Jüngstens: In Mitteleuropa sind heute die internen Bedrohungen der Demokratie und der Freiheit besorgniserregend. In der gesamten Region ist das Kreisgeschwür der demokratischen Rückschritts und der Korruption zur Bedrohung des Traums geworden, für den so viele Menschen 1989 gekämpft haben. Wir haben dort politische Leader, die von den Vorteilen profitierende Mitglieder der NATO und der EU zu sein die aber gleichzeitig die Werte vergessen auf welche diese Institutionen sich stützen.“

Im Kontext meinte sie, dass diese – in übertriebenermaßenlich genauen – politischen Spitzen unter der Daunendecke von NAU und EU nachts ruhig schlafen können und tags alles tun, um die Freiheiten von Medienbürgerlicher Gesellschaft und Justiz einzuschranken, ihre korrupten Parlamentarier der Straffjustiz zu schützen, ihre Parlamente nur zu konsultieren, wenn es ihre Interessen gerade erfordern und munter über „nicht berale Demokratie“ drauflosplappern. I letzte der Anspielungen hat einen klar Adressierten: Ungarns Viktor Orbán, der dieses „originelle“ Konzept lanciert hat, um dessen Deckmantel er seine Demokratie wirrung vorantreibt – nicht ohne öffentlich geäußerte Bewunderung bei Diktatorumaligkern in Rumänien hervorzuheben. I Versuchung, das „Budapester Modell“, kaktiv zu übernehmen“, könnte die politische Klasse Rumäniens nach dem Präsidentschaftswahlen erliegen – sollte der Wahlsieger V.V. Ponta heißen.

Das würde zum Wunschtraum der PS Barone passen, die seit dem Kongress von Kronstadt auf die Konkretisierung der Pöta-Versprechen angesichts ihres damaligen Ultimatum warten: Entfernung des Daneklesschwerds der Staatsanwaltschaft, I gnadigung der in den Gefängnissen Einzuzenden „wertvollen Mitstreiter“, einschneidende Novellierungen des Strafrechtsbuch und der Verfassung mit dem ausdrücklichen Ziel, die Straferfolgung der korrupten Barone zu erschweren. Diesen Zielen uua die Initiatoren, von denen sich Ponta beschüssen ließ, noch nie so nahe. Wer a merksam Ponta Aussagen – auch in t Lukoil-Affäre – abwidrigt, sieht, dass der I Staatsanwaltschaft nicht viel rumfackeln ut wenn es darum geht, die Justizmechanismen an die Forderungen seiner Barone zupassen.

Die dumpfe Wählermasse, die sich ar (und i 6.) November zu den Urnen bewegt und, bekommt von allem nicht viel n Wenn sie ihren traditionellen Plastikern das Kilo Zucker oder Matsmehl oder ein Li Speiseöl, einen Kull oder ein Trükon n Hause trägt, hat sie der balkanisch Schmieredemokratie genüge getan.

Der Rest ist hohe rumänische Politik.

Werner Kren

## Eginald Schlattner:

## Theresienstädter Variationen

Netn, Theresienstadt ist nicht überall, obzwar es überall ist.

Allüberall, wo Menschen hinter Gittern und Stacheldraht verbannt sind. Und das könnte aufhören, virtuell wann? Wenn jeder Mensch die zweite Tafel der 10 Gebote einhielte, die erste Tafel sowieso. Es erobrigte sich Staat und Stacheldraht. Jedoch: Der Mensch ist böse, und das nur, weil er nicht erkennt, dass er gut ist.

Doch was jeder weiß, der es weiß: Auch dort, unter dem Bannfluch des Wegesperrtseins, wird nicht nur gelitten, es wird auch gelebt. Und das bedeutet zum Beispiel: Es wird gelacht. Wobei das Lachen

auf Spuren der Engel verweist.

Weiter: Es wird gedichtet, obligatorisch. Jeder Sträfling gibt sich dem Reimen hin. Schon um die Zeit totzuschlagen, damit die Zeit einen nicht tötet. Der Dichter im Turm Christian Friedrich Daniel Schubart, Poet, Organist, Komponist und Journalist, tat das professionell, 10 lange Jahre lang.

Und des Dramatikers Jean Genet Stücke, verfasst im Gefängnis, wurden aufgeführt, während er in der Prozentsumme der Premiere bewohnte, gefesselt an Händen, flankiert von Bewachern.

Gesungen wird hinter schwedischen Gardinen.

Nicht nur, damit man nicht den Verstand verliert oder die Gespenster der Untat vertreibt, sondern weil in jedem Dinge ein Lied schläft.

Gesungen von Frommen auch um Gott ein Zeichen zu geben: Nichts kann einen trennen von der Liebe Gottes. Gesang als Gebet mit dem Hintergedanken, dass man so die Engel herbeiruft. Was Paulus und Genossen geschah, die laut singend Gott lobten: Die Fußschellen sprangen auf und die Türen sprangen auf und sie spazierten hinaus.

Selbst der blutjunge Student Gavriilo Princip soll in Einzelhaft in Theresienstadt gesungen haben, serbische Dolinen von Heimweh und Tod, che er

drei Jahre nach dem Attentat verschied. Es soll ihm Leid getan haben, dass er aus Versehen des Erzherzogs Franz Ferdinand Gattin mitschossen hatte, die Herzogin von Hohenheim.

Und beim sogenannten deutschen Schriftstellerprozess September 1959 vor dem Militärtribunal in Stalinstadt, Volksrepublik Rumänien, begann Wolf Aichelburg zu pfeifen und zu trällern, unberührt von den 25 Jahren Zuchthaus, zu denen der Dichter verurteilt worden war. Der wutentbrannte Militärrichter bekam zu hören, dass der Angeklagte nicht nur Poet sei, sondern auch Komponist und ihm eben eine Melodie eingefallen war. Er

müsse sich das genau einprägen, da man einem hierorts Papier und Stül verweigere. Ungerührt trommelte der hochmole Tondichter den Takt auf die Köpfe der Mitverurteilten: Hans Bergel, Georg Scherg, Andreas Birken, Harald Siegmund, damit auch diese sich Melodie und Taktgefüge merken, für später (ein Orgelstück auf meine Initialen liegt auf: egsch). Höflich sagte er: „Ich bin so frei!“ Der genaue Name des Straffangenen erklärt vieles: Wolf Freiherr von und zu Aichelburg.

(Fortsetzung auf Seite 3)

Eginald Schlattner:

## Theresienstädter Variationen\*

(Fortsetzung von Seite 1)

Der virtuose Organist und Stadtkantor der Kirchengemeinde Hermannsstadt in Siebenbürgen, Franz Xaver Dressler, der mit ihm zugespielten Tönen aus dem *eff. eff.* ein Stück improvisierte, schuf im Arbeitslager am Schwarzen Meer die *Dorische Symphonie*, mit Wagenschmiere auf leere Zementsäcke gekritzelt und auswendig gelernt. Die dann später von der Staatsphilharmonie Hermannsstadt/Sibiu uraufgeführt worden ist, der Komponist mit dem Löwenhaupt diesmal im Frack. Kaum zu glauben: Staat und Diktatur und Securitate waren die nämlichen wie zur Zeit der Zwangsarbeit im Lager.

Was mögen sie gesungen haben, Januar 1945, als man alle Arbeitsfähigen deutscher Zunge aus Rumänien – Männer und Frauen, und die Mädchen ab 18 – auf Befehl Stalins in die Ukraine verschleppt hatte. 70.000 hatte der stählerne Diktator angefordert. Und bekommen. Die 16jährige Pfarrerstochter Sigröd Maria Agathe Hienz, ihr Vater war in Rothberg-Neudorf mein Vorgänger im Amt, erfor schon auf dem Hinweg; zwei Wochen im vereisten Waggon war zu viel an Kälte.

Vielleicht sangen sie, ehe der Ton im Mund gefror:

Heute wollen wir marschieren  
einen neuen Marsch probieren  
in dem schönen Westerwald  
Ja, da pfeift der Wind so kalt.  
Oh, da schöner Westerwald  
Über deine Höhen pfeift der Wind  
so kalt

Und sangen nicht mehr:  
Jedoch der kleinste Sonnenschein  
dringt tief in's Herz hinein.  
Und sangen nie mehr:  
Und die Getreide und der Hans  
gehen des Sonntags gern zum Tanz  
weil das Tanzen Freude macht  
und das Herz im Leibe lacht

Fünf Jahre lang, den ersten sowjetischen Fünfjahresplan nach dem Großen und siegreichen Vaterländischen Krieg räumten sie mit ihrer händel Arbeit auf, was die deutschen Truppen an Verheerung hinterlassen hatten

Dem vorausgeduldet war das falsche Lied zur falschen Zeit, mit Folgen!  
Das möge als Leitmotiv, als dissonantes Thema bedacht werden – das falsche Lied.

So Sommer 1943, nach Stalingrad, da haben wir Hitlerjungen der Deutschen Jugend in Rumänien, Bann I, Gau Kronstadt, noch siegestrunken gesungen, angeführt vom Spielmansszug, Fähnlein 3, als wir die wehrfähigen Väter und Brüder auf den Bahnhof begleiteten, Richtung Moskau, eingerückt bei der Waffen-SS, insgesamt rund 70.000 schon damals: Heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt.

Oder 1956, grottenfalsch die Lieder, weil todgefährlich. Mitten im tollwütigen Kommunismus stimmten hiesige deutsche Mädchen und Jungen am Sankt-Annensee in den Ostkarpaten verfeimte Lieder an, ein Feuer loderte auf einem Floß:

Flamme empor, Flamme empor!  
Steige mit lodernem Scherite  
Flamme, du herrliche, reine  
glühend empor, glühend empor!

Siehe wir steh'n, siehe wir steh'n  
treu im gewählten Kreise—

Und sangen sinnigerweise das bestellte Propagandalied: Von Finnland bis zum Schwarzen Meer, zum Ärger Goebbels erst 10 Tage nach dem Angriff auf Sowjetrußland gesangsbereit:

Wir standen für Deutschland auf'm  
Posten  
Und hielten die große Wacht.  
Nun hebt sich die Sonne im Osten  
Und ruft die Millionen zur Schlacht.  
Von Finnland bis zum Schwarzen Meer  
Vorwärts, vorwärts!  
Vorwärts nach Osten ...

Zwei Jahre später waren viele von ihnen an Orten, wo einem das Singen vergeht, in den Verliesen der Fogarascher Zwingburg oder auf der Lagerinsel *Pert-prava* im Donaudelta, im Strom ohne Ende.

Sang man damals? Es wurde gesungen, man erinnert sich, unter bitteren Tränen:

Am Brunnen vor dem Tore  
Da steht ein Lindenbaum,

sangen ratlos die 3. Strofe:

Die kalten Winde bliesen  
Mir grad ins Angesicht  
Der Hut flog mir vom Kopfe  
Ich wendete mich nicht  
Nun bin ich manche Stunde  
Entfernt von diesem Ort  
Und immer hör ich's rauschen:  
„Du fändest Ruhe dort!“

Und stimmten an im Deltaschiff  
Drei Lilien, drei Lilien,  
die pflanzt' ich auf mein Grab.

Und wieder die 3. Strofe mit dem Trotz der Würstigkeit:

Und sterbe ich noch heute  
so bin ich morgen tot  
Dann begraben mich die Leute  
ums Morgenrot  
Juvi valle ralle ralle ra  
Dann begraben mich die Leute  
ums Morgenrot.

Starb man dort – und man starb –, wurde der Tote in Schilf gewickelt, wie der 16 jährige Hans Fleischer aus Heltau, und der Donau anvertraut hin zum nahen Schwarzen Meer

Singe, wem Gesang gegeben. Als Gefängnispfarrer rief ich jüngst meinem Amtskollegen, dem Priester *Ion Moraru* in der Haftanstalt Straßburg am Mieresch/Alud, er möge für den Kirchenchor im Seitenschiff Langzeitbestrafte wählen. Die orthodoxe Kirche kennt keine Orgel. Er hatte sich beklagt, dass kaum habe er mit Ach und Krach und Mühe und Not den kriminellen Sängern im Seitenschiff die Liturgischen Responsorien beigebracht, da sei vieler Haiftzeit um und sie gingen ihres Weges. Unlängst hat er mir den neuen Chor vorgeführt, er nennt ihn den Mörderchor, der Kirchenledern schmetterte mit einer Hingabe, als ginge es um Mord und Totschlag. Mir schoss der kathartische Satz durch den Kopf: Böse Menschen haben keine Lieder.

Was von Siebenbürger Sachsen allüberall gesungen wird, sei es in transilvanischen Gefilden im Rund der Kirchenburg oder weltweit beim Niagarawasserfall, was angestimmt wird zu jeder Zeit und zur Unzeit, das ist unser Hohelied – man steht dabei auf und entläßt das Haupt und wischt die Tränen: *Siebenbürgen, Land des Segens!* Sieben Strophen. Bei der 7. Strophe legt man dem Nachbarn den Arm um die Schulter, gleichgültig in welcher Sprache er singt und summt, redet und betet. Es ist die einzige Volkshymne weit und breit, wo auch der anderen Völkernschaften gedacht wird, wobei auch der Andere in den Kreis gerufen wird, mit Gruss und Lied:

Siebenbürgen, süße Heimat/ unser  
teures Vaterland/ Sei gegrüßt in deiner

Schöne./ und um alle deine Söhne/ schlinge  
sich der Eintracht Band!

Theresienstadt ist überall.  
Und dennoch nicht!

Es entstanden dort Musikwerke höchster Qualität, neuerlich entdeckt und verbreitet bis in südöstliche Lande, bis nach Rumänien. Eine gewöhnungsbedürftige Musik, die ihre atonale Herkunft bestätigt. Hören, hören, hören, rät Frau Heidemarie Tamar Ambros, allein so schafft diese beladene Musik sich im Ohr eigene Gehörgänge. Frau Tamar ist vom Glauben und Wissen her befugt und befähigt, der Initiator und Promotor der *Musica suprimata* zu sein, sie ist in diesem Spätherbst mit diesem Repertoire bereits zum dritten Mal in Siebenbürgen kammermusikalisch unterwegs.

Und somit hört unsereins nach der Laudes in der Kirche von Rothberg nach dem solitären Morgenlob in der Basilika von 1225 in *Mons rubens* unverdrossen Stücke von Hans Krassa, Viktor Ullmann, Gideon Klein, Pavel Haas, Erwin Schulhoff – Hans wie ich, Viktor wie er, Schulhoff wie du und Klein wie wir alle; und mancheiner mit dem Eiserner Kreuz I. Erster Weltkrieg, wie keiner von uns. Am liebsten rinne ins Ohr *Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke*, diese heroische Trauermelodie unserer Studentenzeit, vorgetragen mit bebender Stimme dem geliebten Mädchen zur Mitternacht im Botanischen Garten in Klausenburg, unter falschen Palmen.

Nein, Theresienstadt ist nicht überall, wo Menschen hinter Gittern und Stacheldraht darben. Denn während in Theresienstadt, in dem jüdischen Vorzeigelager für Ausland und Rotes Kreuz Heinrich Himmler in der ersten Reihe saß und kunstbegeistert dem klassischen Konzert auf der Bühne zuhörte, und beklatschte, was die Mustierenden und die Kammerorchester zum Besten gaben, und lächelte, bedeutete er mit einem Lidschlag, einem Augenzwinkern dem Lagerkommandanten: Morgen Auschwitz!

In Auschwitz habe ich kein Gebet über die Lippen gebracht, wegen der millionenfach unerhörten Gebete, von Gott ungehörten Gebete. Wir sollen Gott nicht verteidigen, mahnt der Fachtheologe. Doch im Angesicht der Kammer und Schornsteine fragt man sich, wie verantwortet Gott es, dass er bei solchem Grauen sein Angesicht verdeckt hat, abgewandt hat, es nicht mehr leuchten lässt, es nie erhoben hat zu Gnadenspende und Friedensgruß.

Was dem verzweifelt Fragenden einfällt, indem er über die schweigenden Gleise stolpert, ist allein soviel: Dort leidet der Schmerzensmann. In jedem Todesschrei gibt sich der gekreuzigte Gott eine Bläse. Und: Gott ist durch die menschlichen Gräueltat ermattet. Was heißt: Schont Gott! Eine abwegige Musik für unsere bequemen klassischen Ohren. In unserem Haus, trotz Klavier, nicht als Klang bekannt, vielmehr als Legende, als das zu Erzählende.

Meine Mutter Gertrud Schlattner, damals Trud Goldschmidt, 18jährig, begegnet auf einem Künstlertreffen im „Römischen Kaiser“ in Hermannsstadt Norbert Hann von Hannover, dem Schüler Schönbergs in Berlin, ein Edelmann aus altem siebenbürgischen Geschlecht, bedacht mit der Synkope eines klingvol-

len Namens. Dessen Musik zwar nicht in jüdischen Vernichtungslager Theresienstadt entstand, jedoch wegen der jüdischen Wurzeln vom Naziregime als entartete Kunst geächtet wurde. Und de kurz nach dem Krieg ausgehört an Leil und Seele im zerbotmen Berlin verstarb. Somit ebenfalls unterdrückte Musik *Musica suprimata*, und nicht auszuwerten nicht zu vertilgen.

Wieso war meine Mutter in jener Nacht dort unter denen von der Künstlerglid vielfach? Ihre Kunst bestand darin, alle zu basteln, was Hände hergeben: Von Brennen der Tonfiguren bis zum Ketten von Perlenkollern, vom Weben unserer der Buben, Sommerblusen bis zum Bemalen von Textilien – alles nur Erdenkba re war ihren gestaltenden Händen beschieden. Gegeben war ihr dazu, auf je des Wort ein Lied zu singen, zu unseren grenzenlosen Erstaunen. Mit Lust und Liebe spielte sie Theater, sogar auf Ungarisch. Und Csárdás tanzte sie, zünftig mit der Hand hinter dem Ohr. Obwohl Siebenbürger Sächsin, ist sie in Budapest geboren.

Weshalb der noble Tonschöpfer ihr ein Sommernacht von seiner befreundlichen Musik erzählte, meine Mutter fragte e sich bis ins hohe Alter.

Im Staccato absolvierte die taktvoll zu hörende, was zu des Tonsetzers musikalischen Prinzipien und Metriken gehörte, im Galopp erfuhr sie das Bestimmen de über seine eigenwilligen Kompositionen muster und die gewagten Klangkombinationen. Der passionierte Komponist intonierte Sequenzen, die so atonal waren dass sie, die sangesfreudige Frau kein Melodie wiederholen konnte, keinen Ton behielt.

Nur einmal getraute sie zu fragen, ein demütiger Einwurf: „Wie das? Preisgab der Tonalität. Damit hört doch das Singen auf!“ Ihre Stimme erbebt vor Wagemut und Wehmut.

„Ja, auch *post festum*, als die Türen zur „Römischen Kaiser“ sich schlossen und die zerkernterten Kellner die illustren Gäste verabschiedeten, war der illerspru delnde junge Mann noch nicht bei Schlussakkord seiner musikalischen Konfession angeklagt. Nachdem er sein heilhörige und hellwache Partnerin in di Franziskanergasse nach Hause begleitete hatte, saßen sie noch lange im Einkan auf den Treppen des Klosters. Und es tön und tönste aus ihm heraus in der Füll eines Clavichord. Seine Finger glitten über virtuelle Tasten und er sang ihr lauthal vor, was sein musikalisches Gewisse bewegte. Sang heraus im edlen Wettstre mit dem gregorianischen Gesang der Mönche zur *Matutin* – und beides verstörte di roten Ohren der Hörerin.

Beis sie ausreckte: Der Zug nach Freick pfliff bereits. Wo sie um acht de Dienst im landeskirchlichen Kneippsnatorium antreten musste. Dort war si betraut mit dekorativen Aufgaben, di Gästezimmer zu verschönern und die Gesellschaftsräume auszuschnücken.

Norbert Hann von Hannover, ein Von vom Scheitel bis zur Sohle, stieg m in den Zug. Damit unter seinem Schut das übermächtige Mädchen Freck nicht verschlaffe, und Gott bewahre, erst i Kronstadt aufwache, drei Stunden spä ter. Sie schlief und er schwieg.

Das ist die Tradition der *Musica suprimata* in unserer Familie. Nicht als Schal aber als Rauch der Erinnerung.

\* Zwischen dem 16.-30. Oktober organisiert Heidemarie Tamar Ambros zum dritten Mal i Hermannsstadt und Klausenburg Konzerte (das Detailprogramm veröffentlichte die ADZ) m *Musica suprimata*, mit „unterdrückter Musik“, einer Musik, die in Unfreiheit komponiert wurde. Dazu hat Eginald Schlattner, der die Vorhaben von H.T.Ambros unterstützt, de „Banater Zeitung“ diesen Text zur Veröffentlichung überlassen. Uns bleibt nur zu hoffen, bal die *Musica suprimata* auch im Banat hören zu dürfen. (wk)